



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

So geschehen Donnerstag den 10. Dezember 1896. Wie wird sich ein zukünftiger Geschichtschreiber des zweiten Jahrhunderts der Gewandhauskonzerte freuen, wenn er diesen Beitrag hier findet!



Litteratur

Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834 bis 1866. Von Th. Schiemann. München und Leipzig, N. Odenbourg, 1896. VIII u. 270 S. (Historische Bibliothek, herausgegeben von der Redaktion der Historischen Zeitschrift, 1. Band)

Ein gutes, warm empfundenes und lebendig geschriebenes Buch über einen herrlichen Gegenstand! Aus reichen und lauteren Quellen, den Mitteilungen von Verwandten und Altersgenossen über Treitschkes Jugend, vor allem aus seinem Briefwechsel mit dem Vater, dem Generalleutnant Eduard von Treitschke († 1867) schöpfend, hat Schiemann den Anfang zu einer Biographie des großen Historikers und Publizisten gegeben, der vor allem unsrer akademischen Jugend und denen, die jene Jahre zugleich mit ihm erlebt haben, nicht genug zu aufmerksamstem Lesen empfohlen werden kann. Denn der in mancher Beziehung interessanteste Teil dieses an Freuden und Schmerzen gleich reichen Lebens, das Werden und Reifen des Knaben zum Jüngling, des Jünglings zum Manne, liegt hier offen vor uns, und dies Dasein ist ein fortgesetzter, schwerer Kampf. Seit dem ersten Jahre schon hatte der Knabe mit jenem verhängnisvollen Gehörleiden, der Folge einer Masernerkrankung, zu ringen, das, trotz mancher scheinbaren Besserung durch zuweilen quälende Kuren, schon in der Studentenzzeit zur Schwerhörigkeit, endlich zur Taubheit führte. In den schönsten Jahren sah sich der lebensfroheste, mittelste und leidenschaftlichste der Menschen von dem ungewollten Verkehr mit seinen Altersgenossen fast ausgeschlossen, und selbst den Vorlesungen konnte er nur selten folgen. Nur mit eisernem Fleiß vermochte er zu erringen, was andern mühelos zufiel, er mußte verzichten auf den vollen, ungestörten Genuß studentischen Lebens, so froh er sich dem Burschendasein in Bonn hingab. Doch im beständigen Ringen mit Mißmut und Sorge kämpfte er sich endlich zu der Erkenntnis durch, daß, wie ihn Steins Beispiel lehrte, das höchste Glück in der Pflichterfüllung liege. Einen zweiten Kampf hatte er zu bestehen zwischen seiner sehr starken Neigung zur Dichtkunst, für die er ohne Zweifel hohe Begabung hatte, und zur akademischen Laufbahn, für die er sich erst 1857 entgeltig entschied. Aber der schwerste Kampf war doch der, den er mit seinem Herzblut ausfechten mußte, mit seinem innig verehrten „herrlichen“ Vater, dessen Andenken er die letzten Blätter gewidmet hat, die er schreiben konnte, und mit seiner heißgeliebten sächsischen Heimat, auf die er so stolz war. Denn in ihm lebte schon seit den Knabenjahren mit einer Leidenschaft, die vielleicht nur ein Nichtpreuße ganz verstehen kann, die Sehnsucht nach einem mächtigen einigen Deutschland, und seit seiner Studentenzzeit war es ihm klar, besonders durch Dahlmanns Einfluß, daß nur Preußen sie verwirklichen könne. Sein Vater aber, gut deutsch in seiner Weise, hing mit der Wärme und Pflichttreue des Offiziers an seinem Königshause und seinem Staate. Seitdem sich Treitschke im Januar 1859 habilitirt hatte, spitzten sich allmählich die Dinge immer schärfer zu, und als das „harte Jahr“ 1866 kam, da zerriß der Gegensatz die so innig verbundene Familie:

der Vater und der jüngere Sohn Rainer standen im sächsisch-österreichischen Lager, und dieser focht bei Königgrätz als sächsischer Offizier gegen Preußen; der ältere gab seine Professur in Freiburg auf, um nach Berlin zu gehen und für Preußen einzutreten, und im Sturme der Leidenschaft schrieb er im August seine Flugschrift „Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten,“ die den Bruch mit der Heimat unheilbar machte. Nicht mit dem Vater. Zwei gleich edle und große Naturen standen sich hier gegenüber; in ihnen fochten zwei Zeitalter und die tiefen Gegensätze, die unser Volk zerklüfteten, ihren ergreifenden, herzererschütternden Kampf durch. Sie selber aber begegneten einander stets mit voller Achtung vor der Persönlichkeit des andern, so tief auch den alten Herrn der letzte Schritt des Sohnes schmerzte, und er ist schließlich versöhnt mit dem Sohne wie mit der neuen Wendung der Dinge im März 1867 gestorben. Die Briefe zwischen Vater und Sohn und die Briefe Treitschkes überhaupt gehören zu dem wertvollsten Inhalt des Buches; möge ihnen bald eine vollständige Ausgabe des Briefwechsels folgen!

Geschichte des griechischen und römischen Theaters. Von Gustav Körting. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1897

Für die Kenntnis des antiken Theaters ist in den letzten Jahrzehnten durch Arbeiten an Ort und Stelle und die philologisch-antiquarische Forschung in Deutschland so viel gethan worden, daß es kein Wunder ist, wenn das Bestreben auftaucht, nun einmal eine zusammenhängende Geschichte dieses Theaters zu schreiben. Schon seit 1886 haben wir Albert Müllers treffliches Lehrbuch der griechischen Bühnenaltertümer (1891 erschien ein Ergänzungsheft), dazu kamen neuerdings Bethes gelehrte Prolegomena zur Geschichte des Theaters im Altertum. Beide Werke sind für Philologen gedacht; ihren Inhalt in die dem größern Publikum gebildeter Laien entsprechende Form zu gießen hat der Romaniist Gustav Körting unternommen und damit den ersten Band eines Werkes geliefert, dessen Fortsetzungen (das Theater des romanischen und germanischen Mittelalters, das Theater der Neuzeit) erst völlig sein Werk sein werden.

An dem vorliegenden Bande ist dreierlei sein. Erstens die Einleitung, über Dichtung überhaupt und dramatische Dichtung, rasch und aphoristisch geschrieben, auf einem System beruhend, das nicht überall unanfechtbar ist (z. B. gäbe es danach Idealität der Gesinnung nur in höhern sozialen Kreisen, wäre der Rhythmus Ausfluß des starken Affekts des redenden Subjekts,*) stände die dramatische Fabel in dem satirischen Drama in einem ähnlichen untergeordneten Verhältnisse wie in der Oper der Text zur Musik), das aber als selbständiger Wurf eines Mannes, der sich als mehr fühlt als als bloßer Gelehrter, von Anfang bis zu Ende interessiert; das Ganze wirkt auf den Leser etwa wie eine kurze eindringliche Predigt von der Art und Bedeutung des Geistes, dessen Körper uns dann vorgeführt werden soll. Zweitens: die historischen Erklärungen der eigentümlichen Zustände und Einrichtungen des antiken Theaters, wobei uns der Verfasser zuweilen in der Annahme von Beeinflussungen der Bühne durch das Drama zu weit zu gehen scheint. Drittens: die fortwährenden Hinweisungen auf die Unterschiede unsrer Bühnenverhältnisse von denen der Alten; namentlich was hierher gehört, läßt uns das Buch für das oben bezeichnete Publikum als sehr geeignet und anregend erscheinen.

*) Wie unhaltbar diese Ansicht ist, geht aus Karl Büchers Abhandlung hervor: Arbeit und Rhythmus (vgl. sächs. Ges. d. W., phil.-hist. Kl. XVII, 5).

Wenn das Bild der „vollkommenen“ Antike dabei für manchen eine starke Einbuße erleiden sollte, so geschähe das doch nur im Dienste der Wahrheit; andrerseits wird der Verfasser mit ebenso großem Freimuth alledem gerecht, was nach seinem Urteil an den Theaterzuständen des Altertums ideal war.

Wir würden das Buch nicht „Geschichte des“ usw. sondern „Das griechische und das römische Theater“ genannt haben.

Englische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert. Von Wolfgang Michael. Erster Band. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1896.

Der vorliegende erste Band eines breit angelegten Werkes erzählt nach einem raschen, geschickt gearbeiteten Gange durch die englische Geschichte bis zur Begründung des parlamentarischen Königtums dessen Anfänge, die Regierungen Wilhelms und Annas, und dann, hier erst in voller Ausführlichkeit einsetzend, die Befestigung der europäischen Stellung Georgs I. Der Verfasser steht auf Rankes Schultern, und zwar in doppeltem Sinne: auch was er dank mancher neuen Quelle der Staatsarchive von London, Hannover, Wien und Berlin neues bringt, ist nach Rankes Methode möglichst objektiv berichtend der Fülle von bereits vorliegenden wesentlich politischen und diplomatischen Thatsachen eingegliedert worden. Daß das englische Volk, wie es im Vorwort heißt, der Held der Erzählung sei, läßt der erste Band noch wenig spüren, und die historische Notwendigkeit, von der der Verfasser wiederholt an wichtigen Wendepunkten redet, auch glaubhaft darzustellen, dem Leser einleuchten zu lassen, zu diesem Zwecke tiefere Zusammenhänge zwischen den Ereignissen nachzugehen, dazu nimmt er so gut wie nirgends einen Anlauf. Namentlich um die Berücksichtigung dieser ja doch von ihm anerkannten historischen Notwendigkeit möchten wir den Verfasser für die nächsten Bände bitten; „Handel und Wandel, Recht und Verfassung, Wissenschaft, Kunst und Litteratur“ verspricht er selbst in der Folge mit darstellen zu wollen.

Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer. Band 4. Die Renaissance im Norden und die Kunst des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig, C. A. Seemann, 1896

Pünktlich ist der vorliegende vierte Band erschienen und damit das früher angekündigte Werk zu seinem Abschluß gelangt. Was wir über die ersten drei Bände zu sagen hatten, gilt auch von dem vierten. Wir haben ein köstliches Vermächtnis des Meisters und Begründers der deutschen Kunstgeschichte vor uns, dessen sich das Laienpublikum ebenso wie die Fachgenossenschaft freuen kann. Daß in einem so umfassenden Buche Irrtümer unterlaufen, und einzelne Schilderungen nicht dem Standpunkte der neuesten Forschungen entsprechen, ist so selbstverständlich, daß man darüber kein Wort verlieren sollte, zumal da es sich um das Werk eines Toten handelt. Wir können deshalb das in einigen Zeitschriften zu Tage getretene Bestreben, durch Einzelberichtigungen zu zeigen, wie weit Anton Springer schon überholt sei, nicht billigen. Auch wir glauben, daß unbeschadet der Pietät gegen den Verstorbenen in dieser neuen Ausgabe hier und da noch mehr hätte geändert werden können, und werden die Bedenken, die uns beim Lesen des Buches aufgestoßen sind, gern den Herausgebern zur Verfügung stellen. Was es aber für einen Zweck haben soll, derartige Kleinigkeiten über den Kreis der Fachgenossen hinaus dem großen Publikum vorzulegen, vermögen wir nicht abzusehen. Für uns ist es eine Freude, weitere Kreise auf die Vorzüge des Buches, das selbst ein Kunstwerk ist, aufmerksam zu machen und zu seiner Verbreitung beizutragen. Die vornehme Sprache des Buches, das klare, besonnene Urteil, die volle Beherrschung des unendlichen

Stoffes, die meisterhafte Heraushebung des Wichtigen, die glückliche Behandlung minder bedeutender Einzelheiten — das alles sind Eigenschaften, wie sie in solcher Vereinigung nur wenig Bücher zeigen. In Springers Handbuch zu lesen ist immer wieder aufs neue ein hoher Genuß, und wir können nur wünschen, daß sich recht viele diesen Genuß verschaffen mögen. Die Kunst ist während der letzten Jahre so sehr in den Vordergrund des Interesses gerückt, daß eine Schulung des Kunstverständnisses durch das Studium älterer Kunstschöpfungen für jeden Gebildeten zu einer Pflicht, zu einem Bedürfnis geworden ist. Keine der neuerdings in größerer Zahl erschienenen zusammenfassenden Darstellungen aber kommt diesem Bedürfnis so entgegen, wie Springers Handbuch. Wem es freilich nicht auf den geistigen Zusammenhang der Dinge ankommt, wer eine möglichst große Menge von Zahlen, Personen- und Ortsnamen vor sich zu sehen wünscht, wird sich ein andres Werk aussuchen müssen.

Der Preis des Springerschen Buches ist so niedrig gestellt, wie wir es in Deutschland nicht gewöhnt sind. Für 24 Mark erhält man in vier gebundenen Bänden 160 Bogen mit 1450 Textabbildungen und acht Farbentafeln!

Die deutschen Meere und ihre Bewohner von Dr. phil. William Marshall, a. o. Professor für Zoologie an der Universität Leipzig. Leipzig, N. Zwierneyer

In einer Zeit, wo sich überall in Deutschland der Horizont nach dem Meere zu erweitern will, ist dieses schöne Buch doppelt willkommen zu heißen. Es wird nicht bloß von den Besuchern der Nordsee- und Ostseeküste mit Teilnahme gelesen werden, sondern von allen, die wissen wollen, wie es in den Weiten und Tiefen des Meeres aussieht. In zwei starken Bänden bringt es die Schilderung der Küsten und ihrer Pflanzen, der Watten und Dünen, dann die Hauptgruppen der Tiere — auf 234 Seiten allein die Fische — und zum Schluß eine kleine Monographie des Bernstein. Marshall ist in erster Linie Zoolog, aber er ist überhaupt Kenner des Meeres und der Küste. Das zeigt schon seine tief empfundne Schilderung der Dünen, die den Phrasen von unabsehbar, form- und gestaltlos, in ewig gleichen Linien hinziehenden Dünenketten, die sich in der Verneinung gefallen — selbst Passage bedient sich solcher Wendungen —, die Freude an allen Werken Gottes entgegenseht. Unser ganzes Herz gewinnt ein Satz wie dieser: „Ich bin an Sommermorgen durch Felder gewandert, mit nichts bewachsen, soweit das Auge reichte, als mit dem üppigen, taufrischen Grün der Runkelrübenblätter, darüber spannte sich der blaue Himmel, weiße Wölkchen zogen langsam dahin, und hoch, hoch oben, dem Blick unerreichbar, sang die Lerche ihr entzückendes Morgenlied. Auch das werde ich niemals vergessen.“ Für ein so naturfreudiges Gemüt sind Dünen und Watten schon eine reiche Welt. Und das Meer erst muß ihm uner schöpflig sein. Aber die Betrachtung all dieser Schätze löst sich doch nicht in eitel Bewunderung auf. Marshall's Freude an den Dingen ist herb-gesund. Sie hindert ihn nicht, in zahlreichen, oft sehr witzigen Abschweifungen das Leben der Menschen mit dem der Tiere zu vergleichen und besonders die Thorheiten derer zu geißeln, die alles in der Welt erklären müssen, also auch das letzte Infusorium. Die Hauptsache bleibt freilich immer seine ausgebreitete Kenntnis der Meeres-tiere in der Natur sowohl als in der Litteratur. Mit allen diesen Gaben zusammen ist Marshall der originellste, tiefste und zugleich unterhaltendste der populär-naturwissenschaftlichen Darsteller der Gegenwart. Er überragt nicht bloß die Deutschen, wie Keller, Zacharias und Genossen, die doch nie die gelehrte Perücke abzulegen imstande sind, sondern auch die eine Zeit lang mit Vorliebe übersetzten englischen

Dolmetscher der Naturwissenschaft. Zum Überflus ist das Buch noch reich illustriert. Man braucht nur einige Seiten darin zu lesen, um Freude daran zu haben. Kurz, es ist ein Buch, von dem man ehrlich sagen kann: es lohnt sich, es zu besitzen.

Das Fremdwort im Deutschen von Dr. Rud. Kleinpaul. Leipzig, Göschen, 1896

Ein lehrreiches Büchlein, das in seinen engen Wänden — es bildet eins der gebundenen Achtzigpfennigbändchen der Göschenschen Sammlung — eine Fülle von Sprachbelehrung bietet, die jeden fesseln muß, der nur einigermaßen das Bedürfnis hat, sich über Sprachdinge Aufklärung zu verschaffen. Der Verfasser hat sich schon durch zahlreiche volkstümliche Bücher über die Sprache und ihr Leben bekannt gemacht, er hat eine ausgebreitete, sichere Kenntnis der Sprach- und Wortgeschichte, hat mit Ausdauer auf diesem Gebiete gesammelt und weiß seinen Stoff immer geschickt zu gruppieren und vorzutragen. In dem vorliegenden Bändchen behandelt er in vier Kapiteln mit zahlreichen Unterabteilungen zunächst die „Quellensprachen,“ aus denen der Deutsche seine Fremdwörter genommen hat, dann die Geschichte unsrer Fremdwörter und die verschiedenen Arten und Grade ihrer Einbürgerung, ferner die sachlichen Hauptgebiete der Entlehnung, endlich die Anläufe und Versuche, sie wieder loszuwerden, die „allmähliche Abtragung der Sprachschulden,“ wie er es nennt. Schade, daß der Verfasser den tiefgehenden Unterschied zwischen Lehnwort und Fremdwort infolge der Anordnung seines Buches erst im Verlaufe des dritten Kapitels beiläufig erörtert, und, wie uns scheint, nicht nachdrücklich genug! Die meisten der in seinem Buche behandelten Wörter sind ja eben — Lehnwörter, das brauchen wir ihm doch nicht zu sagen. Die Folge davon ist, daß er in dem Kampfe gegen die Fremdwörter eine ziemlich nachsichtige, ja beinahe gleichgiltige Stellung einzunehmen scheint, was doch gewiß nicht der Fall ist, wenn ihm auch manchmal ein ganz unnütziges Fremdwort ent schlüpft.

Aus dem Leben eines schlichten Mannes. Eine Oberlausitzer Geschichte von Joh. A. Freiherr von Wagner (Johannes Renatus). 2 Bände. Baugen, Emil Hübner, 1897

Wagner, der u. a. Allerlei aus der Oberlausitz herausgegeben hat, ist ein Meister realistischer Darstellungskunst. Seine Gestalten sind wirklich aus dem Leben gegriffen und reden nicht des Verfassers Sprache, sondern jeder seine eigne: der dicke Steinert mit seinem: Dastrwaig'n steh ich ne irscht uff, wie der gemeinnützige Bäcker Hahn, der sich für Altertümer verinteressirt und als nächsten Programmpunkt die Aufopferung zum Tanz von einer gewissen Maria von Weber ankündigt, der edle Pastor Friedmann und der erhabne Leipziger Oberlehrer, wie der bescheidne Held der Geschichte, aus dessen zopfigem Registratorstil ein warmes Herz, ein klarer Verstand und ein tüchtiger Charakter sprechen. Um das Ende allerdings färben Geminnung und Sprache des Verfassers ziemlich stark auf den anfangs ein wenig freigeistigen Helden ab, was diesem aber nicht zum Schaden gereicht, da ein einfältiger, starker und fröhlicher Christenglaube nach Luthers Art eine keineswegs unfreundliche Erscheinung ist. Hier und da wird die Kleinmalerei zu breit, und daß Moralisieren könnte sich der Verfasser an Stellen sparen, wo sich die Moral von selbst ergibt.

Aus dem Forsthaue. Von Sophus Baudiz. Leipzig, F. A. Berger, 1896
Vier Weihnachtserzählungen. Von L. Budde. Bremen, M. Heinsius, 1897

Aus diesen beiden Sammlungen dänischer Geschichten sind unsern Lesern einige Stücke von früher bekannt. Aus dem Baudizschen Novellencyklus haben die Grenz-

boten vor längerer Zeit einmal die hübsche Erzählung *Trapa natans* gebracht. Sie ist wohl die anziehendste aus der Zahl der hier in einer Rahmengeschichte vereinigten Novellen. Alle zeichnet ein feines Gefühl für die Schönheiten der Natur und für die Reize behaglichen Kleinlebens aus, wie ein natürliches Geschick, diese zu schildern und scharfe, lebensvolle Charakterköpfe zu zeichnen.

Bei weitem tiefer, poetischer und humorvoller aber sind noch die Weihnachts-erzählungen Buddes, von denen zwei in Übersetzung von anderer Hand in den Grenzboten gestanden haben. Budde hat wie wenige die Fähigkeit, die ergreifendsten Herzensregungen wie die schlichtesten Bilder des täglichen Lebens mit dem schimmernden Kleide der reichsten Poesie und des frischsten Humors, der an Andersen und Dickens erinnert, zu umschließen, und so trotz alles Ernstes seiner Anschauungen durchaus erquickende Bilder zu schaffen. In den vier Geschichten, die von E. Wulff, von einigen Härten abgesehen, sehr gewandt übersetzt sind, werden alle natürlich empfindenden Herzen reine Freude haben.

Schulwandkarte von Deutschland im Jahre 1648 (nach dem westfälischen Frieden). Von Hermann Schlag. 1 zu 800000. Glogau, C. Flemming [1896]

Diese Karte kommt entschieden einem Bedürfnis entgegen, denn bisher hatte man wohl historische Wandkarten einzelner deutscher Staaten, aber noch keine, die ganz Deutschland in einem so entscheidenden Wendepunkte seiner Geschichte, wie es der westfälische Friede ist, in hinlänglich großem Maßstabe darstellte, keine, die die entsetzliche Zerfahrenheit des südwestlichen Deutschlands (und auch eines großen Teils vom Nordwesten), wie sie bis 1803 bestand, auf einen Blick zeigte. Wie unhaltbar diese Zustände und wie gewaltig zugleich das politische Übergewicht der geschlossenen großen Territorien des Ostens waren, das kann keine noch so lange Erörterung so klar machen, wie dieses Blatt. Die einzelnen Territorien sind ganz mit einer Farbe gedeckt und treten daher auf eine ziemlich große Entfernung sehr deutlich hervor; nur tragen, um die Buntheit nicht allzu arg zu machen, die kleinern Gebiete derselben Gattung (geistliche, reichsgräfliche, reichsritterschaftliche und reichsstädtische) auf der ganzen Karte stets dieselbe Farbe. Wünschenwert wäre, daß in der Schweiz die Grenzen der einzelnen Kantone und Unterthananlande, in den Niederlanden die Grenzen der einzelnen Provinzen angegeben wären, da doch die Namen dieser letzten bereits eingezeichnet sind. Mit weiser Sparsamkeit ist in der Auswahl der angegebenen Orte verfahren worden.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig